

Hinter dem grünen Paravent

Regina Niepagen geborene Seebeck

27. August 2015

Liebe Leserinnen und Leser,

Das Haus in der Langen Straße 41, von dem Regina Niepagen in ihrem Bericht erzählt, beherbergt jetzt das Café Dahl. Es wurde 1830 vom ersten Wremer Gemeindevorsteher Peter Heinrich Knupper und seiner Schwiegermutter, der Witwe des zweiten Pastors, gebaut. Neben dem Wohnhaus befand sich das Gesindehaus und eine Scheune. Das Grundstück reichte rückwärtig bis an den damaligen Landweg. Die Lange Straße war noch die Hauptstraße, die durch Wremen führte. Die neue Chaussee, die jetzige Wremer Straße, war als Teil der Verbindungsstraße zwischen Lehe und Ritzebüttel gegen 1850 fertiggestellt worden und das Knuppersche Grundstück grenzte daran. Im Laufe der nächsten Jahrzehnte bauten mehrere Familien ihre Häuser an der neuen Straße. So verlegte auch Eduard Knupper, der Enkel von Peter Heinrich Knupper, am Ende des 19. Jahrhunderts sein Domizil dorthin.

1938 fängt die Geschichte der Familie von Regina Niepagen in Wremen an. Ihr Großvater mütterlicherseits, Hellmuth Reiners, ein wohlhabender Berliner, kaufte das Haus in der Langen Straße mit den Nebengebäuden. Er war vor dem 2. Weltkrieg zehn Jahre lang Direktor der Avus, der 8,3 Kilometer langen Automobil-Verkehrs- und Übungsstraße im Südwesten Berlins. Freunde hatten den Kauf vermittelt und er wollte eigentlich nur sein Geld anlegen. Aber nach dem Krieg, als Berlin in Schutt und Asche lag, zog die Familie Reiners doch in das erworbene Haus ein. Die Pächter der ganzen Hofanlage, die Schwestern Ehlers, mussten etwas zusammenrücken, als die wohlhabende Berliner Familie mit Sack und Pack und ihren Möbelstücken einzog. Es kamen Hellmuth und Wilma Reiners mit ihrer Tochter Rosemarie und der Mutter von Frau Reiners, der Gräfin von der Goltz. Die gemischte Gesellschaft lebte viele Jahre zusammen, bis die Schwestern Ehlers auszogen, Hellmuth Reiners schon nicht mehr lebte und seine Frau zur Familie ihrer Tochter ins Rheinland zog. Das Haus stand leer.

Weil sich der Bäckermeister Werner Dahl im aufstrebenden Nordseebad Wremen vergrößern wollte, kaufte er 1964 das Haus und baute es zum Café um. Im Juli 1965 eröffnete er zusammen mit seiner Frau Melitta das Eiscafé Dahl. Viele Jahre bewirteten sie Gäste mit Eis und Kuchen in der Gaststube und in dem schönen Garten, bis Holger und Viola Dahl 1989 Bäckerei und Café übernahmen. Seit 2016 ist Henner Dahl der Chef, nachdem er Haus und Garten neugestaltet hat. In den Sommermonaten hat der wunderschöne Garten mit seiner Pflanzenpracht viele Liebhaber.

Renate Grützner, Oktober 2019



Das Haus in der Langen Straße
Foto: Archiv Familie Dahl

Geburtsort? Wremen. Aha, Bremen. Nein, Wremen mit W am Anfang. Wo liegt das denn? Im Land Wursten. Aha, und wo liegt das? Zwischen Bremerhaven und Cuxhaven. Nun war Klarheit eingetreten. Niemand kannte ihn, den damals kleinen Ort Wremen an der Wurster Nordseeküste, heute ein Nordseebad, dessen Bekanntheitsgrad trotzdem nicht viel weiter reicht als bis nach Bremerhaven südlich davon, Cuxhaven nördlich und Stade östlich davon. Das Land zwischen Weser- und Elbmündung, mein Land, mein Kindheitsparadies.

Wo fängt die Geschichte an, meine Geschichte? Ich kann kein Datum nennen, es ist niemand mehr da, den ich danach fragen kann. Es muss in den späten 1930er Jahren gewesen sein. Mein Großvater, Hellmuth Reiners, geb. am 10.12.1893 in Berlin Friedenau, wollte Geld anlegen. Und was lag näher, als seinen alten Kriegskameraden und Freund, Schengel Hornung, zu befragen. Er war Direktor einer Bank in Bremerhaven und seine Frau, Max genannt, gehörte zur Familie Brandt in Wremen, die am Ortseingang die Mühle betrieb. Schnell hatte sich ein Haus gefunden. Annette Knupper, die Cousine von Max, konnte sich nicht länger um das Haus ihrer Großeltern an der Langen Straße kümmern. Ihre Eltern hatten ihr eigenes Haus auf dem rückwärtigen Teil des Grundstücks an der Wurster Landstraße gebaut, wo sie auch wohnte. Sie suchte nun einen Käufer für das leerstehende Haus ihrer Großeltern, das Gesindehaus und die reetgedeckte Scheune. Alles war umgeben von einem großen verwunschenen Garten mit 5 Rasenflächen, umsäumt von vielen Blumenbeeten, von alten Bäumen beschattet, mit einem Gemüsegarten, einem Obstgarten und einem Hühnerhof neben der Scheune. Annette Knupper, genannt Nettchen, hatte mit meinem Großvater bei vorhergehenden Besuchen in Wremen musiziert und ihm, so wird berichtet, dabei das Versprechen abgenommen, dass er später das Haus kaufen werde. Von dem gemeinsamen Musizieren zeugte ein Klavier der Familie Knupper, das im Hause verblieb, gleich unter der Treppe zum Boden stand und gelegentlich von mir malträtirt wurde.

Der Preis des Hauses wird günstig gewesen sein. Denn schnell war der Kaufvertrag unterzeichnet und ein Pächter gefunden. Herr und Frau Ehlers, ein älteres Ehepaar mit 5 erwachsenen Kindern, die auch alle in Wremen lebten, bezogen das Haus und bewirtschafteten den Hof und Garten und lebten gut von den Erträgen ihrer Arbeit.

Während der nun folgenden Jahre lebten meine Großeltern in Berlin und das Haus an der Nordseeküste geriet in Vergessenheit.

Und dann kam der Krieg und alles war plötzlich anders. Pläne gerieten durcheinander, es galt nur noch das Überleben zu sichern und das Leben zu retten. Berlin lag in Schutt und Asche, wer konnte, floh zu Freunden oder Verwandten, möglichst weit weg. Meine Großeltern, meine Urgroßmutter und meine Mutter konnten in Voithenberg, nahe Furth im Wald in der Oberpfalz bei sehr guten Freunden, meiner geliebten Tante Lella und ihrem Mann Robert, unterkommen. Das Schloss der Barone von Voithenberg war geräumig und meine Mutter, inzwischen 14 Jahre alt, konnte in Cham in der Oberpfalz in die Schule gehen. Soweit ich erinnere, wohnte sie dort bei einer Familie. Der Schulweg nach Voithenberg wäre zu beschwerlich gewesen. Dieser Zustand konnte nicht ewig andauern, ermöglichte aber allen, die letzten 2 Kriegsjahre ohne Bombenterror und Hunger zu überstehen.

Ich weiß nicht, ob es sich genau so zugetragen hat, aber in meiner Erinnerung und den Erzählungen meiner Mutter nach, kamen gegen Kriegsende die Amerikaner und besetzten das Schloss. Durch meine amerikanische Urgroßmutter, die Gräfin von der Goltz, wurde schnell ein freundlicher und freundschaftlicher Kontakt hergestellt. Nichts kam in dem Schloss zu Schaden, aber es schien meinen Großeltern an der Zeit, die Gastfreundschaft nicht länger in Anspruch zu nehmen, die eigenen Möglichkeiten näher zu betrachten und so rückte das Haus in Wremen in den Fokus. Es schien groß genug, um neben dem Pächterehepaar, meinen Großeltern, meiner Mutter und der Urgroßmutter Raum zu bieten. Ein Teil der Möbel aus der aus 13 Zimmern bestehenden Etage am Hohenzollerndamm/Ecke Cunostrasse, die zunächst nach Voithenberg gerettet worden waren, machten sich nun auf den Weg nach Wremen. Dort standen zwei und ein halbes Zimmer zur Verfügung. Gott sei Dank war der Flur, eher eine Halle, so groß, dass die wuchtigen Schränke des Berliner Esszimmers, das schon vorhandene Klavier von Familie Knupper, zwei Ohrensessel und ein Bett für meine Mutter plus zwei große Kleiderschränke dort untergebracht werden konnten. Gerne erzählte uns meine Mutter, dass des Nachts so manches Mal eine Maus über ihr Bett spazierte. Sie trug es mit Fassung. Mit Fassung ertrug auch meine Großmutter das einfache Leben. Später erzählte meine Mutter uns Kindern häufig, dass ihre Mutter einmal

gesagt habe: „Und wenn mir einst jemand prophezeit hätte, dass ich mir mein Wasser vom Brunnen vor der Scheune hole und mich des morgens kalt waschen werde, dann hätte ich geantwortet: nein mein Herr, zuvor erschieße ich mich“. Das tat sie nicht, vielmehr beheizte sie den kleinen Ofen im Wohnzimmer, die einzige Heizquelle in ihren Zimmern, mit Brikett, Eierkohle oder Torf, je nach dem, was gerade beschafft werden konnte. Mein Großvater und meine Mutter gingen so manches Mal mit ins Moor, um Torf zu stechen. Um den Garten, die Obstbäume, die Scheune, in der die Pächter inzwischen einige Kühe, Schweine und Hühner versorgten, brauchten sich meine Großeltern nicht zu kümmern, wohl aber wurden sie von den Erträgen des Gemüsegartens mitversorgt. Inzwischen waren wohl die Pächter, Herr und Frau Ehlers, verstorben und deren zwei Töchter, Therese, Resi genannt, und Adelheid, an ihrer Stelle in das Haus eingezogen.



Resi und Adelheid Ehlers in Omis Garten vor den alten Eiben

Ich erinnere, dass auch in späteren Jahren, als wir Kinder in Wremen unsere Sommerferien verbrachten, im Gemüsegarten alles wuchs, was man in der Küche verarbeiten konnte. Es gab Erbsen und Bohnen, Erdbeeren und Rhabarber, Kartoffeln und vieles mehr, überall im Garten standen Büsche, an denen alle Arten von Beeren, besonders jedoch Stachelbeeren wuchsen, es gab sogar Salat und natürlich Karotten, Gewürze und vieles andere mehr, das für uns Kinder leicht zu ernten und noch an Ort und Stelle zu verzehren sich eignete. Der riesige Obstgarten warf Äpfel und Birnen in Hülle und

Fülle ab, Das meiste Obst verrottete auf dem Boden. Vieles wurde aber auch eingekocht und lagerte bis zum Verzehr in einem kalten Keller. Wenn man durch den Seiteneingang das Haus betrat, führte gleich links eine Treppe hinab. Sie war steil, es war dunkel und kalt dort unten. Die Mauern waren dick und uns gruselte ein wenig. Ohne die Begleitung eines Erwachsenen hätten wir uns nicht hinunter getraut.

Wenn man durch die Zauntür den Hof betrat, öffnete sich linker Hand ein großes Tor zu einem Raum, der sogenannten Garage, wo alles lagerte, was sonst in Kellern verstaut wurde. Aber vor allem wurden dort die Äpfel in Holzkästen aufbewahrt. Keiner berührte den anderen, denn es galt, sie für den Winter zu schützen. Manchmal, als wir schon in Düsseldorf lebten, schickte uns unsere Omi im Herbst Pakete mit Wremer Äpfeln. An Weihnachten hingegen traf alljährlich eine Edeltanne aus dem bayrischen Wald ein, die Tante Lella auf den Weg in das Düsseldorfer Wohnzimmer schickte, wo wir dann zwischen den einzelnen Zweigen viel Raum hatten, um das Lametta aufzuhängen. Ich durfte, als Älteste, den Baum mit meiner Mutter schmücken, damit er Achim und Tina dann am Heiligen Abend in voller Schönheit überraschen konnte.

Aber zurück in den Wremer Obstgarten. Es standen die Obstbäume in etwa vier bis fünf Reihen zur Langen Straße hin und endeten an der anderen Seite an einem übelriechenden Graben, in das Wasser aus dem Kuhstall des zur Wurster Landstraße hin liegenden Bauernhauses floss. Im Sommer wuchs das Gras zwischen den Bäumen so hoch, dass man sich darin verstecken konnte. Einmal oder zweimal im Jahr kam Onkel Gustav Reese, der, nachdem die Eltern Ehlers verstorben waren, zu seinen beiden Schwägerinnen, Tante Resi und Tante Adelheid gezogen war, und mähte das Gras. Seine Frau Anna, die Schwester von Adelheid und Resi, war früh verstorben. Sie hatten zwei Töchter, Hilde und Inge*. Ich kann ihn noch vor mir sehen, ein kleiner Mann in einem dunkelblauen Overall, den er überstreifte, sobald er aus Bremerhaven von seiner Arbeit zurückkam und Arbeiten in dem kleinen landwirtschaftlichen Betrieb übernehmen musste. Tagsüber verrichtete Tante Adelheid die Arbeit dort allein, vom Melken um sechs Uhr früh bis zum Melken um sechs Uhr abends. Tante Resi ging auch einer Arbeit in der Stadt nach. Die Landwirtschaft hätte nicht ausgereicht, um drei Erwachsene zu ernähren.

Tante Adelheid war für das Haus, die Küche und die Tiere verantwortlich. Hühner wollten gefüttert werden, Kaninchen gab es, zeitweise Schweine, gut zehn Kühe und ein Pferd namens Fanni, von dem ein Foto Zeugnis ablegt, auf dem Achim auf seinem Rücken sitzt, während Lydia staunend von unten hochschaut. Tante Adelheid blickt in die Kamera, und ich muss sie anlächeln, wenn ich sie auf diesem Foto sehe, denn genau so halte ich sie in meiner Erinnerung fest.



Achim reitet auf Fanni, Lydia und Adelheid schauen zu.

Und es gab eine dreifarbige Katze, die immer nach dem Melken ein Näpfchen mit Milch erhielt, sich vorwiegend jedoch mit der Ausrottung von Mäusen beschäftigen und sich davon ernähren sollte.



Die Hofkatze vor den großen Milchkannen, die Adelheid zweimal täglich reinigte.

Fannis Daseinsberechtigung hatte mit dem Wagen und der Heuernte zu tun. Dann zog sie den hoch beladenen Wagen, der nicht etwa Reifen aus Gummi hatte, sondern die großen Wagenräder aus Holz mit der Ablauffläche aus Metall, in die Scheune, wo das Heu hinten rechts und auf dem Heuboden lagerte und im Winter langsam an die Kühe verfüttert wurde. Sehr beliebt und daher streng verboten, war das spielen im Heu. Ich weiß nicht, ob man verschüttet werden kann, wenn Heu von oben herabfällt oder ob man in nicht erkennbare Löcher fallen kann und das Heu über einem zusammenbrechen kann.



Achim und Arno sitzen auf Fanni und Onkel Gustav steht auf dem Heuwagen.

Das einzige, was ich erinnere, dass ich einmal ein Korn im Bauchnabel hatte, welches meine Omi nur mit viel Mühe und einer Pinzette entfernen konnte. Manchmal im Sommer durften wir Kinder mit zur Heuernte. Dann war in der Mittagspause auch für uns mit Brot und Wasser gesorgt und zurück wurden wir hoch oben auf dem Heuberg thronend von Fanni gezogen, während die beiden Tanten mit den Rädern hinterher radelten und Onkel Gustav die Peitsche schwang. Das war ein wunderbares Erlebnis, leider gehörte auch dazu, dass wir so manches kleine Feldmäuschen auf den Heugabeln aufgespießt ertragen mussten. Mäuse waren nicht nur niedlich, sie konnte auch zu einer Plage werden. Zurück zu Onkel Gustav, der die Sense schwang, während er mit langen Schritten zwischen den Obstbäumen auf und ab schritt und dabei das Gras mähte. Zwischendurch musste die Sense neu geschliffen werden. Dazu gab es einen Schleifstein und ein merkwürdiges Geräusch, wenn das Messer an dem Stein entlangfuhr. Dann war sein Gesicht gerötet und es lief der Schweiß an seinem Kinn zusammen. Man konnte sehen, dass dies keine einfache Arbeit war.

Erst viele Jahre später, das Haus war längst verkauft, die Omi zu uns in das mit dem Erlös der Hausverkaufs gebaute Haus in Kaarst gezogen, erfuhr ich, dass mit dem Einzug Onkel Gustavs in die schwesterliche Wohngemeinschaft auch der Streit einzog, der wortlos ausgetragen wurde, man sprach nicht miteinander. Genauer gesagt, gab es zwischen Adelheid und Gustav keinerlei Kommunikation, wie man es heute nennen würde. Er hatte Adelheid aus der Schlafstube verdrängt und sich zu Resi ins Bett gelegt. Das muss Adelheid sehr gekränkt haben. Wir Kinder wussten das nicht, wir waren arglos und wussten ja selbst, dass hier nicht viel geredet wurde. Adelheid war immer spröde und verlor nur wenig Worte, Gefühle zeigte sie nur selten. Aber ihrer Liebe waren wir uns ganz gewiss.

Heute denke ich, dass alle Kinder ihre Liebe spürten, die sie nicht ausdrücken konnte, denn von allen Schwestern kamen die Kinder zu uns zu Besuch. Ursel Uhde und ihre beiden Schwestern, Arno und Lydia, Hilde und Alfreds Kinder, an Inges Kinder habe ich keine Erinnerung. Wir, Achim und ich, haben Tante Adelheid zurückgeliebt. Ob die kleine Tina, die erst fünf Jahre alt war, als das Haus verkauft wurde, sich an diese frühe Adelheid erinnert oder ob sich ihr Bild mit dem der späteren Adelheid mischt, habe ich nie nachgefragt.

Aber der Reihe nach. Jetzt sind wir im Jahr 1948 angekommen. Wegen einer ungeplanten Schwangerschaft wird das Leben meiner Mutter sich ganz anders entwickeln als sie es geplant hatte oder auch nur ahnte. Sie ist erst 19 Jahre alt, will eigentlich Medizin studieren und muss nun kurz vor dem Abitur die Schule abbrechen. Im August 1948 wird geheiratet, Herbert Seebeck, angehender Lebensmittelfachmann aus Wremen wird ihr Ehemann. 1947 hatten sich die beiden kennengelernt. Mein Vater war schon bald nach Kriegsende zurück nach Wremen gekehrt. Als 17-jähriger war er als Soldat eingezogen worden und hatte zwei traumatische Jahre an der Ostfront verbracht. Nachdem er den Rückzug aus Russland unter entsetzlichen Bedingungen überlebt hatte, wurde er noch für ein weiteres halbes Jahr an die Westfront versetzt. Gemeinsam mit seinem Freund Hans entscheiden sie sich, nach Kriegsende zu den Eltern von Hans, die in Bayern lebten, durchzuschlagen. Sie hatten abgewogen und sich für den kürzeren Weg nach Bayern und zu den amerikanischen Besatzern

entschieden. Ein halbes Jahr etwa blieb er dort, arbeitete auf dem Hof und gelang zu neuen Kräften, bevor er sich auf den Weg in seine Heimat machte.

Wremen zählte damals etwa 1000 Seelen. Irgendwo musste man sich also begegnen, warum nicht beim Tischtennis. Ich kann mich nicht erinnern, meine Eltern je Tischtennis spielen gesehen zu haben, aber in ihrem Leben wird bald ohnehin für derartige Vergnügungen keine Zeit mehr gewesen sein. Das junge Paar verlobt sich zunächst an Weihnachten 1947.



Hochzeit von Herbert und Rosemarie Seebeck. Sitzend die Urgroßeltern Dju-
ren, links der Braut steht die zukünftige
Schwiegermutter Wilhelmine Seebeck,
rechts des Bräutigams steht die Mutter
der Braut, Wilma Reiners und ganz
rechts Hellmuth Reiners, der Vater der
Braut. Hinter Wilma Reiners steht Erich
Seebeck, der Vater meines Vaters.

Vater Reiners goutiert das nicht sonderlich. Wenigstens muss ihm seine Tochter versprechen, dass sie nach der Geburt des Kindes eine Ausbildung zur Physiotherapeu-
tin, so würde man heute sagen, macht. Aber zunächst einmal wird das erste Kind ge-
boren, Regina, entbunden als Steißgeburt von der Hebamme, Frau Wienberg, im
Hause der Großeltern Seebeck. Hier hatten meine Eltern ihre erste winzige Wohnung
unter dem Dach. Ich erinnere zwei kleine Zimmer, ein Schlafzimmer, ein Zimmer für
das Neugeborene. Toiletten auch hier über den Hof, Küche zur Gemeinschaftsbenut-
zung mit der Großmutter Seebeck, später Oma von mir genannt. Das Verhältnis zwi-
schen Mutter und Schwiegertochter muss schwierig gewesen sein. Die junge Frau
konnte den Erwartungen der Schwiegermutter nicht gerecht werden und es war ab-
sehbar, dass ihr dieser Zustand nicht guttun würde.

Nun also geht sie nach Borkum, um sich und die Ehe zu retten, und ich lande direkt in
meinem Kindheitsparadies, im Hause meiner Großmutter, nun Omi genannt, in

Wremen. Vielleicht bin ich da ein halbes Jahr alt und abgestellt. In der Wohngemeinschaft leben außer meiner Großmutter, auch die Urgroßmutter, später von mir Anaoma genannt, was so viel wie andere Oma bedeuten soll, die Tanten Adelheid und Resi. Gustav wird erst später dazu ziehen.



Die Urgroßmutter von der Goltz unter dem riesigen Birnbaum

Hellmuth Reiners, mein Großvater ist seit einiger Zeit in Soest, wo er eine Arbeit gefunden hat. Nachdem ihn ein Hund in einem Caféhaus angesprungen hatte, starb er am 15. Juni 1952, nur 59 Jahre alt, an einem Herzinfarkt. Es war der Tag, nachdem meine Großeltern geschieden wurden. Es gibt einen Brief von ihm, den ich in den Unterlagen meiner Mutter fand, an meine Großmutter, in dem er ihr noch einmal seine Liebe und Hochachtung versichert und mitteilt, dass er statt erleichtert, zutiefst unglücklich ist. So verstirbt er noch vor der Mutter seiner Frau, der amerikanischen Urgroßmutter, die inzwischen weit über 80 Jahre alt ist. Diese sprach mit ihrer Tochter englisch, und ich vermute, dass hier der Grundstein für meine spätere Liebe zu Amerika und somit zur englischen Sprache gelegt wird. Fest steht, dass ich einen Amerikaner heiraten werde, blond muss er sein und eine Farm sein Eigen nennen. Mit der Pubertät verlor sich diese Zukunftsplanung.

Nun also bin ich endlich in dem Haus, das mein Großvater einst als Geldanlage kaufte. Es wird bis zu meinem 15. Lebensjahr mein Paradies bleiben. Dann wird meine Mutter mir eröffnen, dass das Wremer Haus verkauft werden muss, da die Pächter, Adelheid, Resi und Gustav in das Haus der inzwischen verstorbenen Mutter von Gustav ziehen werden.

Selbst heute noch denke ich, dass dieser Schmerz mich mit voller Wucht getroffen hat. Ich war verzweifelt und fassungslos und es schien unvorstellbar, wie mein Leben ohne das Wremer Haus weitergehen sollte. Es wurde verkauft und leider, leider, wie besonders Achim später oft gesagt hat, wurde es vollständig verkauft, niemand dachte daran, für uns Kinder ein Stück Land zu behalten, das später hätte bebaut werden können.



Die kleine Tina mit ungefähr 4 Jahren

Aber noch sind wir in Wremen. Aber nicht mehr lange, denn mein Vater findet ca. 1952, nachdem er ein Jahr lang in Neuwied eine Lebensmittelfachschule besucht hat, eine Arbeit in Norden in Ostfriesland. Es wird sein erster Supermarkt, den er leitet. Hinter dem Laden, an einer Lohne, einer schmalen Gasse, ist unsere Wohnung. Ich erinnere mich an das Wohnzimmer. Auch hier stehen einige der Möbel, die aus der Berliner Wohnung gerettet werden konnten. Ein dunkelgrünes Sofa stand an einer Wand, die

zwei schmale Oberlichter hatte. Auf der anderen Seite waren zwei Fenster zur Lohne. Gegenüber wohnte Tante Lisbett, eine Hebamme, mit ihrer alten Mutter. Hier durfte ich öfter Tee trinken, echten Ostfriesentee mit Kandis und Sahne.



Von rechts: Elsa, Mutti mit Achim, und ich sitzen vor dem Eingang zu unserer Wohnung in der Lohne in Norden/Ostfriesland.

Auf das Fensterbrett legte ich in den Monaten vor Achims Geburt jeden Abend zwei Stück Zucker. Die waren am nächsten Morgen verschwunden. Der Klapperstorch hatte sie geholt. Er hat dann auch das Brüderchen gebracht. Ich kann mich erinnern, dass Achim als Säugling die Mundfäule bekam und ich zu diesem Zeitpunkt mit sehr hohem Fieber ins Krankenhaus musste. Meine Mutter konnte mich dort nicht besuchen, weil Achim so krank war, schrieb mir aber eine Postkarte, die eine Krankenschwester mir vorlas, und die heute noch in meinem Kalender liegt. In dem Krankenzimmer lagen ca. acht Mädchen, jeweils vier Betten standen sich gegenüber. Ich lag an der Wand und mir gegenüber lag ein Mädchen, das einen schicken Nickistoffschlafanzug anhatte und Besuch von einer sehr dicken Mutter bekam. Vielleicht habe ich geweint, denn die Mutter kam an mein Bett, um mich zu trösten und da fand ich sie nicht mehr so dick, aber der Pyjama wollte mir nicht mehr aus dem Kopf. Später bekam ich auch so einen geschenkt.

Im Nachbarhaus wohnte Elsa Hasbagen. Sie wurde meine erste Freundin. Die Eltern hatten ein Geschäft, in dem man Wäsche und Bekleidung kaufen konnte. Einmal sind Elsa und ich alleine über die große Straße gegangen. Das war streng verboten. Abends hat meine Mutter mir gesagt, dass sie wusste, dass ich über die Straße gegangen sei, obwohl sie das streng verboten hatte. Danach glaubte ich sehr lange, dass der liebe Gott alles sieht. Das fand ich sehr beunruhigend. Ich weiß nicht mehr, ob sie,

um den echten Zeugen nicht zu verraten, gesagt hat, dass sie vom lieben Gott wüsste, dass ich die Straße überquert habe?

In Norden sollte ich auch in den Kindergarten. Ich kann mich gar nicht daran erinnern, aber meine Mutter erzählte mir später, dass ich jedes Mal so sehr geweint habe, dass sie mich wieder abgemeldet habe. Aber um die Einschulung kam ich nicht herum. Ein halbes Jahr muss ich dort in die erste Klasse gegangen sein, denn es gibt ein Halbjahreszeugnis. Der Lehrer hieß Herr Kühle.



Ginchen mit Schultüte im Garten am Ende der Lohne, dahinter erkennt man Achim an der Sandkiste.

Zu dem Zeitpunkt erhielt mein Vater ein Angebot, in Düsseldorf einen Supermarkt als Filialleiter zu übernehmen. Hans-Otto Zerwer hatte das vermittelt.

Also zogen wir nach Wremen zu unserer Omi. Achim, Mutti und ich, denn mein Vater ging zunächst alleine nach Düsseldorf, und suchte eine Wohnung für uns. So muss ich ein Jahr lang mindestens in die Wremer Dorfschule gegangen sein, denn es gibt zwei Zeugnisse und meine Klassenlehrerin hieß Fräulein Reinke. Das Klassenzimmer hatte zwei große Fenster zur Friedhofsseite. Hätte ich aus dem Fenster gesehen, wäre mein Blick direkt auf das Grab der 1953 verstorbenen Anaoma gefallen.

Stolz war ich als Kind auf den Stein, auf dem geschrieben stand: Gräfin Elisabeth von der Goltz, geborene Curtin. Denn da war er, ihr amerikanischer Mädchenname und verstärkte meinen Wunsch, dieses Land so bald wie möglich kennen zu lernen.



Omi auf einem Liegestuhl unter dem Birnbaum mit mir

Eine Geschichte gibt es aber doch, die mit Tränen verbunden war und an die ich mich noch Jahre später genau erinnern konnte. Ich war natürlich auch Mitglied in einem Turnverein. Wir hatten eine freundliche Lehrerin, mit der wir für eine Aufführung im Deutschen Haus, bei Engelman, Turnübungen einübten. Danach gab es ein Fest. Jeder sollte ein kleines Geschenk mitbringen, das einen bestimmten Betrag nicht überschreiten durfte und dann in einer großen Wanne abgelegt werden sollte. Meine Großmutter hatte wunderschöne Buntstifte gekauft und diese in ein Stück Packpapier eingewickelt. Das fand ich furchtbar, ich wollte schönes Geschenkpapier und kein braunes hässliches Packpapier. Meine Großmutter tröstete mich mit dem Worten, dass es ja auf den Inhalt ankomme und nicht auf die Verpackung. Es blieb mir wohl nichts anderes übrig, als dieses hässliche Päckchen in die dafür vorgesehene Wanne zu legen. Und es kam schlimmer als von mir befürchtet. Alle Kinder entnahmen eins der vielen Päckchen und am Ende blieb nur eines übrig und das war meines. Ich konnte nicht mal in den Boden versinken, denn dann hätte ja jeder gewusst, von wem es kam. Es hat mich auch nicht getröstet, dass die Turnlehrerin als letztes dieses Päckchen

griff und die wunderschönen Buntstifte auspackte. Es gibt ein Foto von mir vor dem Deutschen Haus. Ich trage einen gelbschwarzen Rock und einen spitzen Hut. Was genau ich darstellen soll, weiß ich nicht, aber ich glaube, dass wir uns verkleiden sollten für das Fest. Das war das einzige Mal, dass ich mich in Luft auflösen wollte und meiner Omi richtig böse war.

Noch also wohne ich in Wremen, aber es droht der Umzug nach Düsseldorf, wo mein Vater inzwischen eine Dreizimmerwohnung in der Geistenstrasse 14 in Derendorf gefunden hat. Unsere Mutter, Achim und ich folgen ihm, und ich werde ein zweites Mal innerhalb von 4 Grundschuljahren umgeschult.

Von nun an wurde Wremen mein Sehnsuchtsort und zunächst waren es die langen Sommerferien, die wir in Wremen verbrachten. Anfangs fuhren wir mit der Eisenbahn, das Gepäck wurde am Vortage aufgegeben, damit die Reise nicht zu beschwerlich wurde.



Später kaufte mein Vater einen weißen Volkswagen Käfer mit der Nummer D-EY 212 mit Weißwandreifen. Da war Tina schon geboren und wir drei Kinder saßen hinten auf der Bank. Wie oft meine Eltern die Fahrt unterbrechen mussten, weil Achim oder ich spucken mussten, kann ich nicht erinnern, aber an den sogenannten Kotzeimer schon.

Zu Besuch in Wremen mit unserem ersten Auto. Unsere Eltern, der sechsjährige Achim, die einjährige Tina und ich mit meinen elf Jahren.

Später, als ich schon ins Gymnasium ging, in die Theodor-FlieBner-Schule nach Kaiserswerth, durfte ich alleine mit der Bahn nach Wremen fahren. Anfangs holte mich meine Omi in Bremerhaven ab. Aber später konnte ich auch umsteigen und dann stand oft Tante Herma mit dem Auto am Bahnsteig in Wremen und lud mich ein. Ich erinnere auch, dass Tante Adelheid mit dem Rad am Wremer Bahnhof stand. Aber meistens war es meine Großmutter und dann liefen wir den mir sehr lang erscheinenden Weg ins Dorf in die Lange Straße und in mein Paradies für Oster- Pfingst- Sommer- und Herbstferien. Die Familie kam im Sommer nach und wenn meine Düsseldorf-Klassenkameradinnen von Kitzbühel oder Spanien schwärmten, dann hatte ich großes Mitleid mit ihnen, denn ich hatte etwas, was sie dort nie finden würden, ein Paradies.



*Achim und ich mit den neuen
Fahrrädern in Omis Garten*

Ich erinnere einen Sommer, in dem ich schon vorab wusste, es würde eine Überraschung für mich geben. Im Garten sollte sie sich befinden. Und da stand sie auch, eine riesengroße Schaukel, hinter der Rotbuche vor dem Durchgang zum Obstgarten und das allerschönste gab es dazu: zwei Ringe, die man einhaken konnte, wenn man das Schaukelbrett entfernt hatte, und eine Stange, auf der man die tollsten Turnübungen, wie Purzelbaum machen konnte. Von nun an wollten alle meine Freundinnen in meinen Garten zum Spielen kommen, sogar Renate Ohm, die Tochter des Dorfpolizisten. Das beliebteste Spiel war es, Turnübungen vorzuführen und dafür dann Noten zu erteilen. Daran, was für Maßstäbe da angelegt wurden, kann ich mich nicht erinnern, aber, dass ich meist Bestnoten erhielt, daran schon. Ein anderes Mal gab es wieder eine Überraschung, die ich mir aber selber aussuchen durfte. Dafür fuhren wir mit dem Zug nach Bremerhaven und gingen in einen Fahrradladen. Noch heute sehe ich Achim und mich stolz mit unseren neuen Rädern im Garten stehen. Nun wurden alle Wege

kurz, zu Anke Böger oder an den Deich, zu Oma Seebeck oder zu Riechers, Eis kaufen. Mein Radius wurde größer und mein Selbstbewusstsein auf dem Rad auch. Ich übte am liebsten das Freihändigfahren und es gelang mir immer besser. Eine Überraschung, die wohl mehr an meinen Bruder adressiert war, war die Sandkiste mit einem Rand, auf dem man sitzen konnte, ein Quadrat ca. 150 cm mal 150 cm groß. Auch mir gefiel es, dort Kuchen zu backen oder Burgen zu bauen, besonders, wenn der Sand feucht war. Gleich neben der Sandkiste stand ein gewaltiger Birnenbaum, der über Wochen im Sommer bis in den Herbst seine Birnen ausschüttete. Ich meine, dass die kleinen, sehr intensiv schmeckenden Birnen Ber gris hießen. Ein Nachschlagen bei Wikipedia führt mich zu einer Abbildung genau dieser Birne und sie heißt Beurre Gris, übersetzt Gute Graue, eine Tafelbirne, die im 18. Jahrhundert aus Frankreich eingeführt wurde. Als das Haus 1965 an den Bäcker Dahl verkauft war, wurde dieser Baum als einer der ersten gefällt. Auch all die Beete verschwanden. Das große Beet mit den kleinen Findlingen und riesigen Muscheln darauf, in dem Löwenmäulchen blühten, und Fingerhut, musste auch weichen. Aber als größter Frevel erschien mir, dass der Baum, der zwischen den beiden größten Rasenflächen stand und dessen hohes Alter man an dem Stamm erkennen konnte, der schon ein wenig morsch schien, verschwand.

Heute befindet sich im Haus und im Garten das weit über die Wremer Grenzen hinaus für seinen köstlichen Kuchen und das unbeschreiblich leckere Eis bekannte Eiscafé Dahl. Einiges ist neu im Garten, aber die meisten Bäume sind die meiner Kindheit, ich kann sie sogar benennen, die beiden Eiben, in denen wir uns verstecken konnten, die Rotbuche, hinter der die Schaukel sich befand, die Magnolie, die so groß war, dass man auf ihren Ästen sitzen konnte, die Illexe, mit den roten Früchten.

Eine große Rasenfläche gibt es jetzt, auf der im Sommer Tische, Stühle und Sonnenschirme stehen und zum Eis- und Kuchenessen einladen. Hier sehe ich mich dann auf dem Rücken im Gras liegen, ein kleines Mädchen, das einfach still daliegen konnte und den Wolken nachsehen, warten, dass sie die Sonne wieder freigeben würden und solange blinzelte, bis sie eine goldene Scheibe wurde, um dann sich auf meinen fröstelnden Körper als wohlige Wärme auszubreiten. Sich ganz Eins mit der Natur zu fühlen, was für ein wunderbarer Zustand, der so unbewusst war, den man nie wieder so erleben wird und sich doch immer danach sehnen.

Später, als Tina drei oder vier Jahre alt war, wurde an heißen Tagen eine große Zinkwanne mit kaltem Wasser auf den Rasen gestellt und man konnte sich dort abkühlen. Aber nicht nur der Blumengarten mit den Rasenflächen hat sich verändert. Auf dem Gelände des Obstgartens befindet sich heute die Wremer Grille, wohl nach dem wöchentlichen Grillabend benannt, an dem die Wremer ehrenamtlich für die Feriengäste grillen und mit Hilfe örtlicher Shantychöre die Stimmung anfeuern. Hier stand einst ein Zaun zum Grundstück der Familie Lübs. Zum Haus gehörte die Scheune und über den Hof stand zur Langen Straße hin das Wohnhaus, das wiederum an den Laden grenzte. Denn Beates Vater gehörte der größte Wremer Kaufmannsladen. Hier würde wahrscheinlich Opa Seebeck, der Vater meines Vaters, heftig widersprechen und seinen Kaufmannsladen für größer befinden. Ich denke heute, dass jeder Laden seinen Kundstamm hatte und beide für das Dorf gleich wichtig waren, denn Lebensmittel und alle erdenklichen zum Haushalt gehörenden Artikel konnte man hier erwerben. Der Weg nach Bremerhaven war weit damals, kaum jemand besaß ein Auto und wer wollte mit der Eisenbahn nach Bremerhaven fahren, um Lebensmittel einzukaufen? Hier also wohnte Beate, die Tochter von Friedrich und Gertrud, meine beste Wremer Freundin und ihr Bruder Benno, der später den Laden seines Vaters und seines Großvaters weiter führen sollte, bis auch er der Konkurrenz der großen Billigsupermärkte am Rande von Bremerhaven nicht mehr trotzen konnte und Ferienwohnungen daraus baute. Damit waren jetzt die einträglicheren Geschäfte zu machen.



*Das blonde Atchen und das braunhaarige Ginchen
posieren auf der gelben Plastikliege im Garten*

Aber noch steht der Zaun zwischen den beiden Grundstücken. Es gab zwei Stellen, an denen man durch den Zaun schlüpfen konnte, eine weiter vorne zur Langen Straße hin und eine führte direkt in Lübs Garten. Dieser wurde in der Mitte vom Lübs Pad geteilt. Auf der Scheunenseite wurde Gemüse geerntet und auf der Wohnhausseite befand sich der Blumengarten. Wie der Name sagt, war dieser Pfad eine schmale Verbindung zwischen der Langen Straße und der Wurster Landstraße. Heute ist auch Lübs Gemüsegarten ein öffentlicher Platz, ein Kurgarten, mit Beeten und Wegen und Bänken, die zum Verweilen einladen. Damals jedoch befand sich neben der Scheune, ich kann es noch heute genau vor mir sehen, die Außentoilette von Lübs, wie man das Plumpsklo nannte. Dort gab es nämlich – im Unterschied zu dem unsrigen, das auch nur über den Hof zu erreichen war, - zwei Sitze, einen großen für die Erwachsenen und daneben einen kleinen, auf den genau ein Kinderpopo passte.

Wenn ich uns auf der gelben Liege nebeneinander sitzen sehe, Beate und mich, fallen mir die braunen Zöpfe aus geflochtener Wolle ein, die an einem schwarzen Samtband befestigt waren, das ich wie eine Art Haarreifen trug und daran hingen die wunderschönen Zöpfe. Beates Zöpfe waren natürlich echte Zöpfe und der Grund, warum meine Omi, wohl wissend, dass mindestens ein Jahr vergehen würde, bevor sie meine Haare zu Zöpfen würde flechten können, zu dieser wunderbaren Notlösung fand, die mir bei allen Wremer Zopfträgerinnen zu einem gewissen Ansehen verhalfen. Die Zöpfe auf dem Foto mit Beate sind echt, ich vermute, dass die Wollzöpfe zu dem Ginchchen gehörten, dem noch gar nichts peinlich war – auch keine hässlichen graubraunen Wollzöpfe.

Zu meinen späteren Freundinnen in Wremen gehörte an allererster Stelle Anke Böger. Bögers waren hoch angesehen im Dorf. Herr Böger betrieb einen Krabbenhandel. Dazu gehörte auch die so genannte Gammelfabrik, außerhalb Wremens auf dem Weg nach Schmarren. Hier wurde der Krabbenfang der Wremer Fischkutter zu Tierfutter verarbeitet und an manchen Tag lag ein typischer Geruch über dem Dorf, der von der Gammelfabrik kam. Heute werden die Krabben direkt an Bord gekocht und für den Verzehr fertig gemacht. Gegenüber des Bögerschen Hofes befindet sich ein Fischladen, in dem eine der Enkelinnen Fisch verkauft und natürlich auch Krabben (nicht ganz) frisch vom Kutter.

Mit Anke war das Leben immer abenteuerlich. Sie musste täglich zu Hause kleinere Pflichten erfüllen. Oft durfte ich ihr helfen, beim Erbsen pulen, Bohnen schnibbeln oder Kirschen pflücken. Aber wenn sie dann fertig war, durften wir uns in Abenteuer stürzen, ohne dass sich jemand berufen fühlte, uns auf etwaige Gefahren aufmerksam zu machen. Besonders gerne badeten wir im Kutterhafen. Das war streng verboten und ging deshalb nur, wenn das Wetter so schlecht war, dass sich niemand dort aufhielt. Es gibt Fotos, wie wir bibbernd vorm Hafen stehen in unsere Bademäntel gehüllt und dabei lachen. Mindestens so aufregend war es, wenn wir das alte Ruderboot, das hinter Bögers Grundstück zur Kirchenseite hin an der Wasserlöse lag, enterten. Dann ruderten wir soweit wie es ging in Richtung Deich, denn in die andere Richtung setzte eine Brücke der Bootsahrt schnell ein Ende. Meistens lag auf dem Wasser eine undurchsichtige Schicht von Entengrütze, zum Baden lud es bestimmt nicht ein. Aber man konnte schöne Muster ziehen und rechts und links an grasenden Kühen vorbei trödeln. Beliebt war auch der Feldweg zwischen Wremen und der Hofe, hier wuchs Getreide.



Mit Anke am Kutterhafen

Zur Erntezeit konnte man sich herrlich darin verstecken, kleine Höhlen bauen und den Weg beobachten. Manchmal konnten wir dort Störche sehen, die auf den Wiesen nach Fröschen oder Mäusen stolzierten. Heute säumen Häuser den Weg. Anke hatte eigene Pferde, denn ihre ganze Leidenschaft galt dem Reitsport, die fütterten und striegelten wir.

Aber noch einmal in der Zeit zurück. Die ersten Jahre in Wremen schlief ich mit meiner Großmutter in ihrem Schlafzimmer. Hinter dem Kopfende des Bettes gingen zwei Fenster zum Garten hin. Zur Straßenseite gab es auch zwei Fenster, zwischen ihnen befand sich eine Spiegelkommode. Ich meine mich zu erinnern, dass unter dem mannshohen Spiegel zwei oder drei Schubladen waren, darüber lag eine schwere Glasscheibe auf der Kamm und Bürste in einer Schale und ein Handspiegel schön angeordnet lagen. An der dritten Wand stand ein gewaltiger Kleiderschrank, der mindestens vier Türen hatte. Zwei davon waren aus Glas und dahinter verbargen lindgrüne Stoffe den Inhalt. Rechts und links hinter den Türen waren Schubladen, in der Mitte hingen Bügel. Auf der Seite zum Wohnzimmer hin stand ein kleiner Schrank, aus dem meine Großmutter Unterwäsche und Strümpfe nahm, wenn sie sich morgens anleidete, nachdem sie sich hinter einem grünen Paravent, der sie von meinen Blicken abschirmte, gewaschen hatte. Dazu gab es einen Waschtisch, auf dem eine Porzellschüssel, ein dazu passender Wasserkrug und ein Seifenbehälter standen. Darin lag immer ein wunderbar duftendes Stück Seife von Roger Gallet. Diese Seife kaufte sie im Dreierpack. Ich kann die kleine rechteckige Schachtel mit Blumen bedruckt sehen und den Geruch wahrnehmen, der daraus entströmte. Ich erinnere nicht, ob es dort auch Schubladen und Stauraum gab. Auch weiß ich nicht, ob darüber ein Spiegel hing.

Ich war nicht neugierig, die Abläufe waren, wenn ich schon wach war, immer die gleichen. Auf den Betten lagen Plumeaus, die derart abgesteppt waren, dass sich ungefähr 20 cm große Quadrate aneinander reihten. Es war ein seidiger Stoff in dem Grünton der Stoffe, die die Glastüren des Kleiderschranks schmückten. Links vom Waschtisch führte eine Tür in die Diele. Da davor ein großer Schrank stand, war nur ein kleiner Gang zur Diele hin geblieben. Es war da dunkel und ich mochte die Tür nicht gerne benutzen. Lieber ging ich durch die zweite Tür ins Wohnzimmer. Gleich neben der Tür stand der kleine schwarze Ofen, der im Winter immer schon Wärme abgab, wenn ich in das Wohnzimmer trat. Als ich noch klein war, pflegte meine Großmutter mein Töpfchen hinter den Ofen zu stellen, damit der Porzellanrand nicht so eiskalt war. Ich wusste dann schon, „Top teht hinte Ofen“!



Die Eltern mit den drei Kindern sitzen auf der Bank zwischen zwei Beeten vor Omis Wohnzimmerfenster.

Wenn in späteren Jahren Achim gleichzeitig mit mir in Wremen war, schlief er in einem Kinderbett, das an den Füßen der Ehebettes stand. Wenn die ganze Familie in den Sommerferien anreiste, wurde mir eine Gartenliege zum Bett umgebaut, die genau in die Distanz zwischen dem kostbaren Bücher- und Geschirrschrank und dem vom Stil dazu gehörenden Schreibtisch stand. Der Schreibtisch war gewiss zwei Meter lang und einen Meter breit. Ein breites Brett mit einer Rosette in der Mitte lud ein, die Füße dort abzustellen und war außerdem sehr dekorativ. Mich hingegen lud die Ablage dazu ein, eine Höhle zu bauen und dort mit meinen Puppen und Decken mein eigenes Reich zu schaffen. Als die Zeit des Höhlebauens sich dem Ende zu neigte, ich denke, dass das mit dem 6. Geburtstag war, bekam ich eine Puppenstube geschenkt, die auf dem Dachboden auf einem Tisch stand. Diese Puppenstube, die in meiner Erinnerung aus einem großen Zimmer bestand, das aber durch die Puppenmöbel in einen Wohn- und einen Küchenbereich aufgeteilt wurde, erhöhte erneut meine Beliebtheit im Ort. Alle wollten die Puppenstube sehen, sogar Anneliese erinnert sich daran und sie war mindestens 6 Jahre älter als ich.

Aber noch liege ich im Bett. Es ist sehr früh am Morgen, so etwa um sechs. Der Straßenbelag in den ersten Wremer Jahren ist sog. Katzenkopfpflaster. Es gab keine Autos, nur Pferdefuhrwerke und solche klapperten morgens durch die Straßen und holten an den Höfen die Milchkannen ab. Diese Geräusche von der Straße störten nicht, ich liebte sie vielmehr, sie gaben mir ein Gefühl der Geborgenheit, des zu Hause seins. Im Winter, wenn es kalt war, lag eine Wärmflasche aus Messing am Fußende in

meinem Bett. Sie war oval und oben gab es einen Griff zum Hochnehmen. Wenn ich morgens aufwachte und es ein sehr kalter Winter war, dann blühten nicht nur außen an den Fenstern Eisblumen, auch innen war die Feuchtigkeit im Fenster zu Eis erstarrt. Vor den Fenstern hingen dunkle Rollos, aber im Sommer konnten sie den anbrechenden Tag nur ein wenig verdunkeln, durch die Ritzen brach das Licht ein und lockte mich aus dem Bett.

Am liebsten mochte ich es, wenn mich im Sommer die Tauben morgens mit ihrem vielstimmigen Gurren weckten. Das war Wremen, mögen im Halbschlaf noch Zweifel bestanden haben, ob ich wirklich in meinem Paradiesbett lag, jetzt war Klarheit. Ein neuer wundervoller Tag brach an. Zum Frühstück gab es meistens Brötchen von Bäcker Dahl. Die hatte Tante Adelheid nach dem Melken besorgt. Am liebsten mochte ich die Ovalen. Es war immer eines dabei. Am Nachmittag gab es Toast mit Marmelade. Dazu stellte meine Großmutter den silbernen Toaster auf den runden Wohnzimmertisch, der auf vier Löwenköpfen ruhte, die von der Mitte des Tisches in vier Richtungen zeigten. Der Tisch gehörte dem dunkelbraunen Holz und dem Stil nach zu dem Schreibtisch, dem Bücherschrank, in dem zur linken Seite auch das Geschirr stand und zu den zwei Stühlen, die sich gegenüberstanden. Unter dem Fenster stand ein Sofa und gegenüber befand sich der Sessel, in dem meine Großmutter immer saß, wenn sie Patienten legte, zu Mittag und Abend aß, rauchte, Muratti Privat aus ovalen Dosen, oder mit mir Toast am Nachmittag verzehrte. In dem linken Stuhl, der eine stoffbezogene, gepolsterte, hohe Rückenlehne hatte und zwei leicht gebogene Armstützen aus Holz und im Stil der anderen Möbel bearbeitet, saß meine Urgroßmutter, Anaoma, die Gräfin von der Goltz, Frau Gräfin, im Dorf genannt. Der Toaster hatte rechts und links zwei Türen, die an einem schwarzen kleinen Griff aufzuschlagen waren. Dann legte man beidseitig den Toast ein und wenn nach eigenem Ermessen der Bräunungsprozess gelungen war, öffnete man die Türen erneut, der Toast rutschte herunter und man konnte die andere Seite nach Belieben bräunen. Dann entnahm man ihn beidseitig herrlich gebräunt und köstlich duftend und schmierte Butter und Marmelade auf. Toast fand ich, sättigt gar nicht, man konnte Unmengen davon verzehren. Vorher gab es jeden Tag aus einer Flasche, die auf dem Fensterbrett des Gartenfensters stand, auf der ein Mann mit einem flotten regenabweisenden Hut und Mantel, Südwester genannt, abgebildet war, einen Löffel weißen Lebertrans. Ich

gehörte offensichtlich zu der Nachkriegsgeneration, die mit Vitamin A, C und D unterversorgt war, was zu einer Krankheit, Rachitis genannt, führen konnte. Da man von dieser Mangelkrankheit krumme Beine bekommen konnte, so wurde erzählt, habe ich den täglichen Löffel Lebertran widerspruchslos geschluckt. Es schmeckte mir sogar, was mir sonst niemand anderes bestätigen wollte.

Zu Mittag kochte meine Großmutter in der gemeinsamen Küche auf dem großen Kohleofen. Unvergesslich die Schokoladensuppe, die ich oft versucht habe nachzukochen, aber die nie wieder so schmeckte, wie die in Wremen. Oft aßen wir Krabben. Die waren günstig und gesund. Dann durfte ich in der Küche mithelfen beim Pulen. An dem rechteckigen Esstisch von Tante Adelheid, der mit der breiten Seite zur Wand hin stand und so drei Stühlen Platz bot. Dann saß ich unter der Kaffeebohnenmahlmaschine und liebte es, wenn ich abends mitessen durfte, wenn Onkel Gustav und Tante Resi aus der Stadt nach Hause kamen und Tante Adelheid in großen Pfannen Bratkartoffeln zubereitet hatte, die dann mitsamt der Pfanne mitten auf dem Tisch standen. Jeder nahm mit der Gabel daraus den Teil, der ausreichte, um den Hunger zu stillen. Dazu gab es die zartrosa Krabben. Das Pulen habe ich schnell gelernt und kann es bis heute nicht rekordverdächtig schnell, aber so, dass ich niemals gepulte Krabben kaufen würde, sondern immer frische, ungepulte vom Kutter im Wremer Hafen.

Einmal in der Woche war Washtag, dann wurde in der Waschküche, die sich im Gesindehaus befand, ein großer Ofen angeheizt. Es war ein runder Bottich, in dem auf einem Waschbrett die Wäsche bearbeitet wurde. Ich erinnere mich an die Leinen, die ob Sommer oder Winter, im Garten gespannt wurden und besonders aufregend war, wenn im Winter die Wäsche gefroren war und nicht flatterte, sondern in bizarren Formen auf der Leine erstarrt war.

In dem Gesindehaus gab es eine Wohnung, die nur einmal vermietet wurde an eine junge Mutter mit einer Tochter. Ich glaube sie hieß Christa Janz und hatte einen immer abwesenden Mann, der zur See fuhr. Als Mutter und Tochter wieder ausgezogen waren, bot sich uns die Wohnung, besonders wegen des Dachbodens, der ein Schlafzimmer beherbergte, als weiterer aufregender Spielplatz an. Die kleine Küche ging zur Straße, das Wohnzimmer zum Hof und eine steile Treppe führte auf den Boden.

Daneben befand sich der von allen benutzte und salopp Plumpsklo genannte Abort. Der Weg vom Haupthaus zum Abort führte über den Hof. Ich staune jetzt noch, dass ich angstfrei diesen Ort aufsuchte und manchmal neugierig kleine Würmer beobachtete, die über den Boden krochen. Igitt dachte ich schon, aber es war auch ein bisschen aufregend.

Auch wenn es nicht gut passt, jetzt zurück in die Küche. Hier gab es ein großes Fenster zur Straße, davor stand der Arbeitstisch meiner Großmutter neben dem Porzellanbecken, in das aus einem Hahn kaltes Wasser lief. Das Abwaschwasser wurde auf dem Ofen erhitzt. Neben den Becken stand ein weißer Geschirrschrank, in dem meine Großmutter Vorräte und Geschirr unterbrachte. Daneben war ein schmales kleines Fenster zur Straße und daneben hing die Kaffeebohnenmahlmaschine meiner Großmutter. Ich vermute, dass die Bohnen nicht jeden Morgen, sondern nach Erwerb eines Pakets allesamt gemahlen und in eine Porzellandose abgefüllt wurde. Eine Zeitlang gab es ein Mädchen, das meiner Großmutter im Haushalt zur Hand gehen sollte. Ich glaube, es hieß Sigrid Schnabel. Aber die Urgroßmutter war schwierig und nie zufrieden und so blieb Sigrid dem Haus fern, und ich denke, dass meine Großmutter mit Unterstützung von Tante Adelheid die Wohnung, Küche und Flur selber in Ordnung hielt.



Achim kutschiert in dem roten Auto auf dem Hof vor dem sogenannten Gesindehaus

Der Garten wurde von allen gemeinsam gepflegt. Wer Zeit dazu hatte, mähte den Rasen und entfernte Unkraut von den Wegen, auf denen Achim mit seinem roten Tretauto um die Rasenflächen kurvte und schon mal auf dem Sitz neben sich einen Regenwurm spazieren fuhr. Ich weiß nicht mehr, wer Achim Butscher nannte, vielleicht die

amerikanische Großmutter, auch Atti wurde er genannt, er war so rund und süß, dass jeder einen Kosenamen für ihn hatte.



Omi war die große Liebe mit Achim und Tina auf dem Schoß – Nur Ginchen rückt leicht ab.

Ich war zu der Zeit etwa 13 Jahre und begann, meine eigenen Wege zu gehen. Jungs waren auch plötzlich interessant. Dietmar Muhs und Hartmut Mangels waren immer in unserer Nähe. Vater Muhs verkaufte Karten an der Minigolfanlage, die in all den Jahren höchst beliebt bei uns war. Viel waren wir in unserem Garten, der so groß war, dass es überall Plätze gab, die niemand einsehen konnte, wo wir zu zweit, Beate und ich, oder mit Jungs vom Dorf uns stundenlang aufhalten konnten.

Einmal im Winter, ich muss deutlich jünger gewesen sein, aber auch schon sehr unternehmungsfroh, trafen wir uns auf der gefrorenen Wasserlöse zum Schliddern. Schliddern hieß, man rutschte eine Bahn auf dem Eis glatt. Anlaufen, ein Stück rutschen, der nächste bitte, bis die Bahn eine beachtliche Länge hatte und man ein richtig langes Stück schliddern konnte. Nur hatten wir wieder Regeln missachtet, die lauteten, erst auf das Eis gehen, wenn es dick genug war. Das war es nicht, denn plötzlich gab es unter meinen Füßen nach, und ich verschwand im Wasser. Alle Kinder liefen weg. Zu meinem Glück fuhr in diesem Moment ein Junge mit dem Rad auf der Straße nach Mulsum, sah mich einbrechen und zog mich geistesgegenwärtig heraus. Nun war das

Unglück groß. Zu Omi Reiners konnte ich auf keinen Fall. Sie hatte das Betreten der Wasserlöse verboten, also zu Oma Seebeck. Das war auch der schnellere Weg. Zunächst musste ich mich ausziehen. Alle Sachen waren nass und wurden neben den Ofen zum Trocknen aufgehängt. Dann wurde ich getröstet und mit Tee versorgt und dann stand auch schon Omi Reiners in der Tür. Im Dorf verbreiteten sich aufregende Ereignisse in Windeseile. Aber zu meiner Erleichterung war auch diese Omi nicht böse, sondern nur erleichtert, dass mir nichts Schlimmeres passiert war. Von dem jugendlichen Helden habe ich noch oft erzählt, heute habe ich den Namen meines Lebensretters vergessen und kann niemanden mehr fragen.

Ein weiteres Abenteuer mit blutigem Ausgang geschah im Winter. Ich ging noch nicht einmal zur Schule und meine mich zu erinnern, dass ich mit meinem Vater am Deich zum Rodeln war. Der alte Deich vorm Kutterhafen war schmäler als der neue Deich, man konnte also herrlich in Fahrt kommen, wenn man vom Deichfirst mit dem Schlitten startete. Ich glaube, es kam mir ein Hund in die Quere, ich konnte nicht ausweichen und stürzte so heftig, dass meine Unterlippe aufriss und Blut in großen Bächen floss. Alles sah viel dramatischer aus, als es sich am Ende herausstellte, aber lange stand in meinen Ausweisen unter besonderes Kennzeichen: Narbe an der Unterlippe. Wenn die Kälte über mehrere Tage oder gar Wochen andauerte, kam das Wasser zweimal im Laufe des Tages und der Nacht als riesengroße Eisschollen an Land. Das lud natürlich zum Springen ein, von einer Scholle auf die nächste. Auch das war verboten und das Verbot verstärkt mit der Geschichte des Wremer Kindes, das bis zur Fahrrinne abgetrieben und nie wiedergesehen wurde.

Aber zurück in den Sommer in Omis Garten, ich bin jetzt 14 oder 15 Jahre alt. Viel Zeit verbringe ich morgens vor dem großen Spiegel im Schlafzimmer. Ich trage eine Hochfrisur, eine Art Dutt, der von einem großen Band gehalten wird. Schon das Band ist eine schwierige Konstruktion. Es muss meine schwere Mähne bändigen. Viel Zeit am Morgen war vonnöten, und wenn ich mich auf Fotos sehe, frage ich mich, ob ich mich überhaupt bewegen konnte, ohne den Aufbau zum Zusammenbruch zu bringen. Radfahren mit Dutt? Ging das überhaupt? Ich war nun kein Kind und kein Ginchen mehr. Ich wurde Regina und man sieht, dass ich groß und dünn geworden bin und sich kleine Brüste entwickeln.



Beate und ich, hier mit Dutt, sitzen am Priel vorm Hafen

Nun sind die Jungen keine Spielkameraden mehr, sondern männliche Wesen, wir zierten uns, flüsterten, jeder war sehr heimlich in irgendjemanden verliebt, häufig wechselten die Vorlieben täglich. Wie anstrengend mag das Ginchen in der Pubertät, das nun Regina sein wollte, für die Omi und die anderen Bewohner des Hauses gewesen sein?



Regina im Garten vor den Fenstern von Adelheids und Resis Wohnung, die die Betten auslüften.

Rückblickend kann ich sagen, dass meine Eltern und meine Omi meine schlechten Launen, meine Reizbarkeit und den Wunsch nach Distanz zwischen mir und dem Rest der Familie gelassen, geradezu stoisch ausgehalten haben, und ich diese Gefühle

ungestört ausleben durfte. Ich erinnere mich nicht an Kämpfe oder Auseinandersetzungen, es würde schneller vorübergehen, wenn man nicht allzu viel Aufhebens davon machte, pflegte meine Mutter später bei sich wiederholenden Erlebnissen mit Jenny und Vanessa wissend und tröstend zugleich zu sagen. In Haus und Garten hatte Achim meinen Platz eingenommen. Besonders für Tante Adelheid waren wir Kinder ein Geschenk. Ich habe in einer Kiste Karten gefunden, die sie uns nach Düsseldorf schrieb. Die ungelenke Schrift, die Liebe hat die Worte diktiert. Sie wusste, dass sie immer ein Stück von Wremen mitschickte.



Die Frauen aus vier Generationen: Urgroßmutter Gräfin von der Goltz, Großmutter Reiners, Mutter Rosemarie Seebeck und Regina

Wenn ich mich heute zurückdenke in diese Jahre und diese Menschen, dann fällt mir das Wort WG ein. Heute würde man diese Form des Zusammenlebens WG nennen. Zunächst wechselten die Bewohner ständig, bis sich dann nach dem Tod der Eltern Ehlers, meines Großvaters und meiner Urgroßmutter ein fester Stamm bildete: die beiden Schwestern Adelheid und Resi und Onkel Gustav und meine Großmutter, als Patronin mit über das ganze Jahr verteilt anreisenden Besuchern. Wenn wir wieder abgereist waren, weil die Ferien zu Ende gingen, dann trafen abwechselnd, Tante Lella aus Voithenberg, Tante Frieda aus Hechthausen, Tante Tulla aus Rendsburg, Tante Herta Löb aus Berlin, Tante Ille Schmid-Reps aus Bad Godesberg, sogar die amerikanischen Tanten, Aunt Daisy und Aunt Lydia genannt, ein. Von diesen beiden wurde berichtet,

dass sie ihre Notdurft NICHT auf dem Plumpsklo zu verrichten bereit waren, sondern dafür sich hinter bestimmte Bäume im großen Garten hockten.

Meine geliebte Omi. Ich kann sie genau vor mir sehen, ihr kurzes, volles, lockiges, graues Haar gab ihr ganzes Gesicht frei. Ich denke, dass sie jede Woche einmal zu einem Wremer Frisör ging, diesen Luxus wird sie sich aus der Not gegönnt haben, denn ohne warmes Wasser, ohne Waschbecken oder Dusche, wie sollte man sich da die Haare richtig waschen, wenn man nicht gerade ein Kind war, dem mir nichts Dir nichts das kalte Wasser über die schmutzigen Haare gegossen wurde, die heftig trocken gerubbelt, dann in der Sonne, im Wind oder am Ofen trockneten. Ich denke heute, dass die Frisuren der Tanten Adelheid und Resi genau diesem Umstand geschuldet waren. Sie hatten langes, in der Kopfmittle gescheiteltes Haar, das im Nacken zu kräftigen Zöpfen geflochten wurde und dann zu einer Schnecke gelegt und so festgesteckt war, dass es sich niemals von alleine löste. Wenigstens erinnere ich nicht, je eine von ihnen mit einer anderen als dieser Frisur gesehen zu haben. Tante Adelheid hatte graue, Tante Resi, die einige Jahre jünger war, dunkle Haare.

Meine Gedanken haben wieder einen Umweg genommen, ich wollte das Bild beschreiben, das ich von meiner Omi habe, die jetzt wieder in ihrem Sessel sitzt und Patienten legt und dazu Zigaretten raucht, ohne zu inhalieren, wie sie immer wieder versicherte. Sie war gut gekleidet, immer waren es Kleider oder Röcke mit Blusen, am Ausschnitt erinnere ich vor allem eine Brosche, die rund war, eine kleine Erhebung hatte, schwer aussah und in der Mitte thronte ein Rubin. Auch an eine Perlenkette erinnere ich mich, die sie zu Blusen trug. Dann gab es noch eine Goldkette, kleine Rhomben mit filigranem Goldmuster bildeten eine enganliegende Halskette. Nie hat sie sich vernachlässigt, immer war sie „impeccable“ wie es im englischen viel schöner heißt als untadelig im Deutschen. Sie war eine Dame, ihrer Erziehung und ihrem vergangenen Leben nach, und genau das bewahrte sie auch in Wremen, wo man ihr großen Respekt entgegenbrachte, und sie sehr wertgeschätzt war. Ich hieß bei vielen Bewohnern Ginchen Reiners. Als Regina Seebeck kam ich in Düsseldorf an und zu Ginchen Reiners wurde ich, sobald ich Wremen in der Ferne sah, wenn wir mit dem Auto anreisten.

Aufregend war auch, wenn alle vier Wochen der Bridgekreis bei uns stattfand. Ich durfte dann die Damen begrüßen. Danach musste ich aber ins Bett und es war nicht erlaubt zu stören. Es kamen Frau Lübs, Beates Mutter, Frau Popp, die Frau des Dorf-
arztes, Frau Menke, die Frau des Kohlenhändlers und Frau Hey, die Frau des Schul-
direktors. Die Gastgeberin spielte nicht mit, sie sorgte für das leibliche Wohl. Die Lust
am Kartenspiel wurde mir also schon als kleines Kind eingepflanzt und auch heute
noch spiele ich sehr gerne. Bridge war noch zu anspruchsvoll, so lernte ich Canasta
und zwar mit drei Kartenspielen, das war die anspruchsvollere Variante und schon
bald durfte ich mit meinen Fähigkeiten bei Familie Popp glänzen, wo Omi und ich min-
destens einmal in den Ferien zum Canasta-Abend geladen waren. Dr. Popp, der eher
wortkarg und unfreundlich wirkte, was seiner Arbeit als Landarzt keinesfalls abträglich
war, nannte mich – und darauf war ich unendlich stolz – „Kartenollsche“, weil ich offen-
sichtlich eine trotz der jungen Jahre ebenbürtige Spielerin war. Das war ein Highlight
in den Ferien, ich kann genau beschreiben, wie und wo wir am Tisch saßen im Wohn-
zimmer der Familie Popp. Einmal musste ich irgendetwas im Hause Popp besorgen
und betrat genau in dem Moment die große Wohnküche, als ein frisch gekaufter, ge-
rade geköpfter Aal, kopflos durch die Küche tobte. Das waren die Nerven, die der Tod
zeitlich verzögert erreichte.

Als meine Kinder, Jenny und Vanessa, klein waren, bin ich einige Male mit ihnen in
Wremen gewesen in den Sommerferien. Zwei oder dreimal wohnten wir bei Tante
Herma in der Ferienwohnung und später teilten wir uns mit den Eltern die große Woh-
nung mit dem Kamin im Deichhof in der Hofe. Oft kamen dann auch Achim und Jea-
nette. Achim blieb Wremen bis zu seinem Tod treu. Er hatte angefangen nach einem
Haus dort zu suchen, um seinen Lebenstraum zu verwirklichen. Er hatte, anders als
ich, mit seinen Kindern Jahr für Jahr in Wremen Urlaub gemacht, Tina besucht, Lydia
und vor allem Arno Zier wiedergefunden. Er war meinem Kindheitsparadies viel treuer
als ich.

*Hilde oder Hildegard heiratet Alfred Zier, sie haben drei Kinder: Lydia, Arno und Harry.
Inge heiratet Hinrich Schüssler, sie haben ebenfalls drei Kinder: Benno, Guido und Angela.